

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Am toten See.

Roman von Robert Kohlrusch

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Wir auf dem Hofe haben viel darüber hin und her gesprochen, und einer hat dies gesagt und ein anderer jenes. Unser Schäfer Christian Wulfes aber, der doch mehr von manchen Dingen weiß, als wir andern — wie ja die Schäfer das im allgemeinen tun — der hat es uns gesagt, was der merkwürdige Ton bedeutet hat?“

„Und wie lautet seine Weisheit?“

Einen Augenblick zögerte der Gärtner wieder und bewegte sein rechtes Bein verlegen auf und ab, um dann mit leiser, aber seltsam durchdringender Stimme zu sagen: „Der die Sense da gedengelt hat, ohne daß wir ihn sehen konnten mit unsern leiblichen Augen, das ist, wie Christian Wulfes behauptet, kein anderer gewesen, als der Tod.“

„Der Tod?“

Sie versuchte zu lachen, doch kam kein Ton heraus, und nur ein krampfhaftes Zucken verzerrte ihr die Mundwinkel.

Der Gärtner aber mußte sich nun alles vom Herzen herunterreden, was darauf lag. „Zarwohl, wie Christian Wulfes gesagt hat. Und wir haben es gesehen, daß er recht gehabt hat. Zwei Tage nur, nachdem wir das Dengeln der Sense gehört haben, der Heinrich Müller und ich, ist ja die Luise Stöves, was dem Zimmermann Stöves seine Tochter war, denn auch richtig gestorben.“

Die Baronin hatte jetzt ihre volle Fassung wiedergefunden. Mit einem kühlen, beinahe spöttischen Blick betrachtete sie den Gärtner. „Das Mädchen war krank, schon seit langer Zeit. Es hatte die Schwindsucht, und um ihretwillen brauchte sich der Tod nicht noch so besondere Mühe zu machen. Nein, mit solchem Aberglauben wollen wir hier im Schlosse nichts zu schaffen haben. Geht nun alle schlafen und kommt mir morgen mit klarem Kopf an die Arbeit.“

Sie wandte sich und begann, die breite, von schwerem, weißem Steingeländer belleidete Treppe hinaanzusteigen. Aber sie war eben erst auf der dritten Stufe angelangt, als der alte Kutscher hinter ihr herging und sagte: „Frau Baronin entschuldigen, ich bin doch nun schon so lange hier in Diensten, da darf ich mir wohl einmal die Freiheit herausnehmen. Ich möchte nämlich fragen, — wo die Frau Baronin doch heute den sonderbaren Schrei gehört haben —, ob es nicht besser wäre, wenn wir vor dem Zubettgehen noch einmal alle Zimmer genau nachsähen; ich glaube, wir könnten nicht ruhig schlafen, wenn wir das nicht täten.“

„Sie meinen, der Ton, den ich gehört habe, könnte auch aus einem Zimmer im Schlosse gekommen sein? Ich halte das für völlig ausgeschlossen; er kam unbedingt von außen, aus dem Park. Aber es ist vielleicht gut, wenn die Zimmer noch einmal nachgesehen werden. Wir werden

sicher heute nacht ein Gewitter haben, und ich will selbst mitgehen und mich überzeugen, ob auch alle Türen und Fenster gut verwahrt sind.“

Sie gab dem Diener einen Wink, mit seiner noch brennenden Laterne wieder voranzugehen, und aufs neue setzte sich der Zug der Suchenden in Bewegung. Anstatt unter den rauschenden Bäumen hin, ging es diesmal durch die langen stillen Korridore des Schlosses, über Treppen und Gänge, von Zimmer zu Zimmer. Das obere Stockwerk wurde zuerst abgesehen, ohne daß etwas Verdächtiges gefunden wurde, sodann in gleicher Weise auch das Erdgeschloß. Hier war es, wo die Baronin vor der Tür eines Zimmers, das nach der Parkseite hinaus lag, die Untersuchung selbst unterbrach und sagte: „Hier in das Zimmer meines Mannes brauchen wir nicht hineinzugehen. Ich war vor einer Stunde darin, um ein paar Briefe auf den Schreibtisch zu legen. Ich selbst habe die Türen vor den Fenstern und vor der Glastüre festgemacht, — es ist alles in Ordnung. Denn diese Türe habe ich abgeschlossen, es hat niemand hineinkommen können.“

In stummem Gehorsam folgte die Dienerschaft ihrer Weisung, und ohne dieses Gemach zu betreten, durchsuchte man die Reihen der übrigen Zimmer. Es war unten so vergeblich wie oben; alle Räume waren leer, Türen und Fenster wohl verwahrt.

Mit einem Lächeln auf dem Gesicht, das einen Schimmer von Farbe zurückgewonnen hatte, wandte sich die Baronin zu dem alten Kutscher und sagte: „So, jetzt haben wir Ihnen den Willen getan. Und nun wollen wir versuchen, ob wir schlafen können.“

2. Kapitel.

Das Gewitter, das die Baronin vorhergesagt hatte, war in der Nacht um ein Uhr losgebrochen und hatte mit wildem Lärm von Donner, Sturm und wolkenbruchgleichen Regengüssen die Luft erfüllt. Es regnete noch weiter, als der frühe Sommertag — ein wenig dunkler und später als gewöhnlich — die Nacht ablöste. Der Wind war umgesprungen, und es war kühl geworden. Er wehte, statt von Süden, jetzt beinahe aus Norden und schien die grauen, rasch treibenden Wolken den gleichen Weg zurückzujagen, den sie am vergangenen Tage vergeblich gemacht hatten.

Als flüchtete sie gleich ihnen vor einem unsichtbaren Feinde, so stürmte in der Frühe des Morgens eine weibliche Gestalt über die Treppen und Korridore des Schlosses, eilte bis zum äußersten rechten Flügel des ersten Stockwerks und pochte hier mit unsicheren, bebenden Fingern an eine Tür. „Frau Baronin! — Frau Baronin!“ rief sie dabei mit einem Ton, in dem Furcht und Hast merkwürdig durcheinander klangen.

Ueberraschend schnell öffnete sich die Tür, und schon völlig angekleidet, obwohl es noch nicht viel über fünf Uhr war, erschien die Baronin zum Erstaunen des Hausmädchens, das nach ihr gerufen hatte, auf der Schwelle.

„Frau Baronin sind schon auf, — ach, ich habe der Frau Baronin etwas Furchtbares zu melden.“

„Was denn? Sprechen Sie!“

„Ja, der Gärtner, der ist nämlich heute besonders früh in den Park gegangen, weil er hat sehen wollen, was das Unwetter für Schaden getan hat, und da — hat er den Herrn Baron gefunden.“

„Im Park?“

„Nein, in seinem Zimmer, — tot in seinem Zimmer!“

„Um Gottes willen, — Rosa! Das ist ja furchtbar, — furchtbar!“ Sie taumelte und hielt sich an einem Stuhl. Das Mädchen eilte hinzu, um ihr beizustehen, doch machte sie eine abwehrende Handbewegung.

„Lassen Sie, Rosa, es handelt sich nicht um mich. Tot, sagen Sie, — ermordet?“

Erstaunt blickte das Mädchen sie an. „Frau Baronin verzeihen, das habe ich nicht gesagt. Der Gärtner sprach von einem Schlaganfall.“

Die Baronin grübelte einen Moment stumm vor sich hin, dann fragte sie: „Und in seinem Zimmer ist er gefunden worden, — wie ist das möglich?“

„Ich weiß es nicht, Frau Baronin, aber der Gärtner —“

„Nein, Sie brauchen es mir nicht zu wiederholen, er soll es mir selber sagen.“ Damit warf sie sich einen Mantel über, der neben der Türe hing, und eilte vor dem Mädchen her über Korridor und Treppe nach unten.

Der größte Teil der Dienerschaft war, gewedt von der Schreckensnachricht, bereits wach und auf den Beinen; die große Tür zum Park hinaus war geöffnet, aber die Baronin achtete in ihrer atemlosen Aufregung nicht auf diese Uebertretung ihres Befehls vom vergangenen Abend. Auf die Tür wies das Mädchen. „Das Zimmer ist nach dem Korridor hin, glaube ich, noch verschlossen. Vom Garten aus ist der Gärtner hineingekommen.“

Ohne weiter zu fragen, ging die Baronin mit unverminderter Hast aus der großen Ausgangstür auf die Terrasse hinaus, die schwarz und glänzend vom Wasser war, und auf die der Regen immer noch mit unverminderter Gewalt niederprasselte. Sie nahe der Hauswand haltend, kam die Baronin mit ihrer Begleiterin an mehreren dicht verschlossenen Fenstern des Erdgeschosses vorüber bis zu einer Glastür, an der ein Flügel geöffnet war. Die von innen davorgelegten Läden waren bisher weder hier, noch an den beiden Zimmerfenstern rechts und links von der Tür geöffnet worden, doch ließ im Zimmer brennendes elektrisches Licht genau erkennen, was in dem Raum vorging.

Einen Augenblick zauberte die Baronin hier, sich in einer Anwendung von Schwäche am Türpfosten haltend, und schaute auf die beiden Männergestalten, die sich drinnen bewegten und mit einer dritten, unbeweglichen beschäftigt waren. Dann trat sie hinein und sagte mit heiserer, aber fester Stimme: „Vor allen Dingen machen Sie die Läden auf und lassen Sie das Tageslicht herein.“

Der Gärtner ging mit den unsicheren, scheinbar auch vom Schrecken gelähmten Schritten des Alters an das eine der Fenster, der Diener, der als zweiter im Zimmer war, eilte behender mit jugendlichem Eifer an das andre. Seine rascheren Hände hatten die Läden an diesem Fenster und auch an der Glastür bereits geöffnet, als der Gärtner erst mit denen des andern Fensters zurechtgekommen war.

Nun ging die Baronin mit ein paar schnellen Schritten bis zu dem Sessel, in dem die unbewegliche Gestalt lag, kniete nieder und faßte die eine der schlaff herabhängenden Hände, um sie sogleich, wie von ihrer Kälte durchschauert, wieder sinken zu lassen. „Ist keine Hilfe mehr?“ fragte sie zu gleicher Zeit. „Warum ist sein Gesicht so furchtbar verzerrt? Haben Sie schon an den Arzt telephoniert?“

Franz, noch röter als sonst im Gesicht vor Aufregung, antwortete mit gepreßter Stimme: „Leider ist wohl nichts mehr zu machen, Frau Baronin. Ich war eine Zeitlang bei der Sanitätskolonne und weiß ungefähr, was in solchen Fällen zu tun ist. Ich habe auch schon verschiedenes versucht. Aber wenn Frau Baronin befehlen, werde ich gleich an den Herrn Kreisphysikus telephonieren.“

„Selbstverständlich muß das geschehen. Sie hätten das bereits tun können. Aber vor allem tragen Sie beide meinen Mann borthin auf den Divan. Wenn noch Hilfe möglich sein sollte —“ Sie brachte den Satz nicht zu Ende, sondern wiederholte ihren Befehl nur mit den hastigen Worten: „Rasch, tragen Sie ihn dort hinüber.“

Die Männer gehorchten, und nach wenigen Minuten

lag der starre Körper auf einem großen und breiten, mit Fellen überdeckten Divan, auf dem seine Gestalt merkwürdig gart und klein erschien.

Als der Diener hinausgegangen war, um zu telephonieren, wandte die Baronin sich an den Gärtner und sagte in einem weichen, umschleierten Ton: „Jetzt, Bedmann, erzählen Sie mir genau, wie Sie meinen armen Mann gefunden haben.“

Der Angeredete fuhr sich zuerst mit der Hand über den kahlen Kopf, als wenn er eine Last fortzuschleichen müßte, die dort bedrückend lag, und begann dann seinen Bericht: „Ja, Frau Baronin werden doch das Unwetter gehört haben in dieser Nacht. Mich hat es nicht wieder einschlafen lassen; ich habe immer an mein Beet mit den Musas denken müssen, ob es die nicht ganz zerseht hat. Und so bin ich denn gleich nach fünf Uhr aufgestanden und habe mich angezogen und bin hinausgegangen in den Park —“

„Das alles weiß ich, das hat Rosa mir bereits erzählt. Wie war es weiter? Wie sind Sie hier in das verschlossene Zimmer gekommen?“

„Es war nicht verschlossen! Das war es ja, was mich so gewundert hat. Es war eben nicht verschlossen. Und ich habe das gesehen, wie ich so durch den Regen an der Terrasse hingehe. Da sehe ich so ganz von ungefähr hier nach dem Schlosse herüber, und da steht unter all den fest abgsperrten Türen und Fenstern an dieser einen, einzigen Glastür der eine Flügel weit offen. Na, und weil wir doch gehört hatten, daß der Herr Baron verreist wären, hat mich das um so mehr gewundert. Und ich habe mir erlaubt, näher heranzugehen —“

„Die Tür war offen, sagen Sie? Wirklich weit offen?“

„Der eine Flügel, der mit dem Handgriff. Ich denke mir, der Herr Baron hat ihn wohl nicht ganz fest genug zugemacht beim Hereinkommen, und in der Nacht hat ihn dann der Gewittersturm aufgerissen und ins Zimmer hineingedrückt. Auch den Regen hat es ein Stück weit hineingetrieben, wie Frau Baronin dort noch auf dem Fußboden bemerken können.“

„Und hat niemand vom Dienstpersonal meinen Mann gesehen beim Nachhausekommen?“

„Nein, soviel ich bis jetzt gehört habe, niemand. Aber wenn der Herr Baron einmal unvermutet von einer Reise oder einem Ausflug zurückgekommen sind und haben sich nicht mit dem Wagen abholen lassen von der Station, sondern sind zu Fuß den Richtweg durch den Park gegangen, dann haben der Herr Baron doch öfter schon die Tür hier selbst aufgeschossen und sind so direkt in das Zimmer gegangen. Besonders wenn es schon spät gewesen ist, und Herr Baron die Frau Baronin nicht mehr stören wollten. Das ist doch in letzter Zeit namentlich ein paarmal vorgekommen, soviel ich gehört habe.“

„Das ist richtig, Bedmann. Und wie haben Sie den Armen gefunden?“ Bei diesem erneuten Ausdruck des Mitleides war wieder ein flüchtiger weicher Ton in ihrer Stimme, doch kamen auch jetzt keine Tränen in ihre Augen.

„Auf dem Sessel dort vor dem Schreibtisch hat er gelegen, ganz hintenüber und mit herunterhängenden Armen. Und ich bin so furchtbar erschrocken gewesen, daß ich mir gar nicht zu helfen wußte. Und dann habe ich Licht gemacht und habe den Franz gewedt und —“

„Es ist gut. Wie kommt es, daß der Stuhl dort am Boden liegt? Haben Sie ihn umgestoßen?“

„Ja? Nein, Frau Baronin. Er hat schon gelegen, wie ich hier hereingekommen bin. Es hat mich auch gewundert, aber ich habe mir gedacht, Herr Baron haben sich vielleicht an dem Stuhl halten wollen, wie ihm schlecht geworden ist, und er hat ihn dann mit umgerissen.“

Sie blickte scharf, mit prüfenden Blicken auf die Stelle.

(Fortsetzung folgt.)

Rückblicke auf das Weltkriegsjahr 1915.

VIII.

Die Türkei im Kampf mit unseren Feinden.

1. Stand am Jahresbeginn.

Nachdem die Türkei am 1. November in Kriegszustand mit unseren Feinden getreten war, wurde sie von diesen zunächst von Osten her angegriffen, die beiden im Laufe des Jahres 1915 zu großer Bedeutung gelangten Kriegsschauplätze am Suezkanal und namentlich den Dardanellen kommen für das Vorjahr noch nicht

in Betracht. Die Russen griffen sowohl vom Kaukasus her (Nordost-
ecke des Schwarzen Meeres) als auch etwa 3-400 Kilometer südlich
davon, aus der formell persischen, tatsächlich aber seit langem von
den Russen besetzten Provinz Aserbeidschan an. Die Türken waren
auf beiden Fronten siegreich; sie eroberten die wichtige Handelsstadt
Tabris und hatten bis Jahreschluss schon etwa 20 000 Russen ge-
fangen genommen. Im übrigen waren die Kriegsoperationen in
diesen rauhen Gebirgsgegenden während des Winters gering.
Gingegen konnten die Türken nicht hindern, daß die Engländer,
welche aus Indien durch den persischen Golf genügend Truppen
gegen Mesopotamien heranziehen konnten, dort landeten und am
23. November 1914 Basra, eine immerhin wichtige Handelsstadt
etwa 50 Kilometer unterhalb des Zusammenflusses von Euphrat
und Tigris, besetzten (etwa 90 Kilometer von der Küste entfernt).

2. Kämpfe an den Dardanellen.

a) Seekämpfe.

Der Kürze wegen seien die kleineren vorübergehenden Unter-
nehmungen unbeachtet gelassen; der erste Hauptangriff fand am
18. März statt.

Eine aus zehn großen Panzern und einer Anzahl kleinerer
Fahrzeuge bestehende englisch-französische Flotte fährt in die Dar-
danellen ein und beginnt auf die Dardanellenforts ein furchtbares
Bombardement, das von diesen ebenso nachdrücklich erwidert wird.
Es sinken: das französische Linienschiff „Bouvet“, die englischen
Linienschiffe „Ocean“ und „Irresistible“ sowie mehrere kleinere
Fahrzeuge. Ferner wird das französische Linienschiff „Gaulois“ so
schwer beschädigt, daß es abgeschleppt werden muß und seine Wieder-
herstellungsmöglichkeit fraglich erscheint.

Bei den weiteren Unternehmungen auf diesem Seekriegs-
schauplatz fanden ihren Untergang:

Am 13. Mai das englische Linienschiff „Goliath“ in den Dar-
danellen durch einen Torpedoschuß,

am 25. Mai das englische Linienschiff „Triumph“ im Golf von
Saros ebenfalls durch Torpedo,

am 27. Mai das englische Linienschiff „Majestic“ bei Sedd-ül-
Bahr, ebenfalls durch Torpedo,

am gleichen Tage und an derselben Stelle wurde das englische
Linienschiff „Agamemnon“ durch ein Torpedo so schwer beschädigt,
daß es nach Imbros geschleppt werden mußte, wo es als völliges
Wrack fast ganz unter Wasser liegen soll. Das macht zusammen
einen Gesamtverlust von 8 Linienschiffen zwischen je 12 bis 17 000
Tonnen und mit durchschnittlich 750 Mann Besatzung.

Hierzu kommen noch eine Anzahl torpedierter Transportschiffe.
Die Meldungen hierüber sind nicht so bestimmt, wie bei anderen
Kriegsereignissen; manchmal erweisen sie sich als irrtümlich, manch-
mal mag ein Fall auch doppelt gemeldet worden sein. Immerhin
darf man bis zum Wbruch der Dardanellen-Unternehmung (Ende
Oktober) wenigstens 3 Transportschiffe mit größerer Wahr-
scheinlichkeit als versenkt ansehen.

b) Landkämpfe.

Am 27.-28. April gelingt einem englisch-französischen, über-
wiegend aus Kolonialtruppen (vielfach farbige) bestehenden Lan-
dungskorps von 60-80 000 Mann die Landung auf der Halb-
insel Gallipoli. Diese bedeckt einen Flächenraum von nur 800 Ge-
viertelkilometer, und hier von konnten die Engländer und Franzosen
nur die Südspitze bei Sedd-ül-Bahr mit 20 und an der Westküste bei
Anaforta und Ari-Burnu einen Streifen von 25 Geviertkilometer
Umfang besetzen (also noch nicht einmal eine deutliche Geviert-
meile). Nach andauernder und starker Vermehrung der englisch-
französischen Angriffstruppen begannen etwa Anfang August die
eigentlichen Sturmversuche der Engländer und Franzosen und er-
reichten in der zweiten Hälfte dieses Monats ihren Höhepunkt.
Alle zerschlugen an der unerschütterlichen Tapferkeit der Türken.
Am 5. Oktober kennezeichnete der türkische Kriegsminister in einer
Kammerrede das Ergebnis dieser Kämpfe folgendermaßen: „Unser
Berechnung nach benutzte der Feind im ganzen etwa 500 000
Mann, davon liegt die Hälfte begraben, und die andere Hälfte
fehrt verwundet zurück.“ Mag die zweite Hälfte des Satzes auch
nicht ganz wörtlich zu nehmen sein, so ist bestimmt die Zahl
der kampffähig gebliebenen Truppen doch auch nicht viel über
100 000 zu schätzen. Auf diesen beiden kleinen Fleckchen Erde
haben also die Franzosen und Engländer zusammen etwa 4-5
mal so viel Tote liegen lassen als der ganze deutsch-französische
Krieg Deutschland überhaupt gekostet hat (25 000 Tote durch
Waffen und knapp 15 000 durch Krankheiten). Einen kriegerischen
Fehlschlag in so engem Rahmen und doch solchen Umfangs hat die
Kriegsgeschichte aller Zeiten bisher auch nicht annähernd zu
verzeichnen gehabt. Und damit hatten die Angreifer nicht nur
nichts erreicht, sondern sie hatten auch ihr Unvermögen hierzu
so klar bewiesen, daß damit die Haltung der Balkanstaaten ent-
schieden wurde. Bulgarien griff zu den Waffen, und Rumänien
und Griechenland blieben trotz aller Bodungen neutral, wobei
letzteres zur Wahrung seiner Neutralität sogar mit anerkenntnis-
wertem Nachdruck vorging. Anfang Oktober begann der Ab-
transport zunächst französischer Truppenteile nach Saloniki zwecks
Unterstützung der Serben, denen englische bald folgten.

3. Unternehmungen gegen den Suezkanal.

Die Bedeutung des Suezkanals für England einerseits, und
seine leichte Besetzbarkeit andererseits, sind so allgemein be-

kannte Tatsachen, daß man gleich nach Eintritt der Türkei in den
Krieg gespannt auf Unternehmungen in diesem Sinne wartete.
Tatsächlich wurde auch bald darauf gemeldet, daß sich am 19. No-
vember eine türkische Patrouille im Suezkanal auf 30 Kilo-
meter genähert habe. Sicher ist, daß bei der damaligen und der
ganzen bisherigen Kriegslage die Türkei vorerst nicht daran denken
konnte, ein genügend großes Heer aufzustellen, um Ägypten,
wobin die Engländer natürlich starke Truppenmassen geworfen
hatten, zu erobern. Keineswegs aber hat sie es an Vorbereitungen
hierzu fehlen lassen. Sie hat um Damaskus herum immer noch
ein ansehnliches Heer stehen. Sie hat ferner das zweite Gleise
der Hebschasbahn aufgerissen und quer über die Sinai-Halbinsel
gelegt und schließlich Wasser- und Verpflegungstationen auf dieser
angelegt. Auch einige kleinere Unternehmungen sind zu verzeichnen.

Am 5. September 1915 konnte eine türkische Aufklärungs-
Patrouille 5 Kilometer südlich von El Kantara ein englisches
Munitions-Transportschiff auf dem Kanal unter Feuer nehmen,
und wenige Tage darauf, in der Nacht vom 9. zum 10. gelang
es sogar einer andern Patrouille, die englische Funktionation
Wschigöl, direkt am Kanal, vermittels Dynamit in die Luft zu
sprengen. Beides sichere Anzeichen, daß die Türken im völligen,
von den Engländern ungestörten Besitze des wichtigen Vorgeländes
zum Kanale sind. Am 5. Oktober konnte dann auch der türkische
Kriegsminister in der Kammer erklären, daß alle Vorbereitungen
zu einer Unternehmung gegen Ägypten getroffen, und deren er-
folgreiche Durchführung — die Verfügung über eine hinreichende
Truppenmacht als selbstverständlich vorausgesetzt — durchaus ge-
sichert sei.

4. Stand am Jahreschluss.

Gegen Ende des Jahres gestaltete sich die militärische Gesamt-
lage der Türkei immer günstiger. Im Kaukasusgebiet blei-
ben ihre Truppen nach wie vor im Vorteil, fast die ganze Provinz
Aserbeidschan war in ihrem Besitze. In Mesopotamien, dem
einzigsten Kriegsschauplatz, auf welchem die Engländer bis dahin
günstig abgeschnitten hatten, trat ein völliger Umschwung ein.
Am 23. bis 26. November erlitten sie bei Ktesiphon eine ganz
schwere Niederlage. Diese vernichtete nicht nur endgültig ihre Hoff-
nungen auf Bagdad, sondern nötigte sie auch, unter Verlust vielen
Kriegsgerätes zum fluchtartigen Rückzuge bis Kut-el-Amara, etwa
150 Kilometer südöstlich von Bagdad; dort konnten sie sich in einem
besetzten Lager einweisen lassen.

Die Unsichtbarkeit der Landkämpfe an den Dardanellen
wurde immer offenkundiger. Am 19. Dezember gingen ihrerseits
die Türken bei Anaforta und Ari-Burnu zum Angriff über.
Nur dem Umstande, daß die Engländer zu dieser Zeit ihren Abzug
bereits eingeleitet hatten, hatten sie es wohl zu danken, daß ihr
Rückzug nicht zur völligen Katastrophe wurde; immerhin aber
verloren sie noch große Mengen an Lebensmitteln, Munition und
anderem Kriegsgerät. Damit war der nordwestliche Teil der Halb-
insel völlig vom Feinde gesäubert, er konnte sich fortan nur mehr
in der Südspitze halten. Auch dort ist sein Weichen wohl nur mehr
eine Frage der allernächsten Zeit.

Die Gesamt-Entwicklung für die Türkei um den Jahres-
wechsel herum hat für sie jedenfalls die Bedeutung, daß sie für eine
Angriffsbewegung an entscheidender Stelle mehr Truppen zur
Verfügung hat, wie je zuvor. Am Suezkanal hat sich die
Lage bereits so zugespitzt, daß die Handelsseifahrt auf ihm
eingestellt ist; sie gilt also schon jetzt nicht mehr für sicher.

Muscheln als Nahrungsmittel.

Die zeitweilige Teuerung und Knappheit einzelner Lebens-
mittel, die durch den von vielen Zufällen abhängigen unregel-
mäßigen und auf nur wenige Einfuhrwege beschränkten Trans-
port vom neutralen Ausland bedingt ist, wird unseren Scharf-
sinn in der Entdeckung neuer Nahrungsquellen und kombinierter
Verwendungsmöglichkeiten aller Nährwerte nur stärken. Viel-
leicht wird dadurch auch die größere Verbreitung der sehr billigen
und an Nährkräften nicht armen Weichtiere unserer Meere herbei-
geführt, nachdem die Seefische durch große Märkte, auch im
Binnenland ihre Gönner in allen, besonders aber den unteren
Volksschichten gefunden haben. Der Konsum der Muschelarten
nimmt, wie G. Schenkling im „Prometheus“ ausführt, von den
italienischen und nördlichen Mittelmeerküsten aus gegen Norden
hin über den Atlantischen Ozean, zur Nord- und Ostsee hin, ab.
Das Mittelmeer ist aber auch reich an erbbaren Muscheln als
die deutschen Meere, die aber immerhin eine ganz taftkräftige
Hilfe für die Volksernährung zu bieten vermögen. Die Zahl der
in Italien, besonders bei Neapel und Venedig verzehrten Muschel-
arten ist ebenfalls weitaus bedeutender, da dort mit fast allem
nicht gerade Günstigem vorlieb genommen wird. In Holland da-
gegen werden eine ganze Reihe derselben Arten entweder schon
ganz verschmäht oder doch nur von den ärmeren Volksschichten
verzehrt, wie die Bohr- und die Scheidemuschel. Wehnlich ver-
hält es sich mit den binnländischen Weichtieren, wie Krebse
und Weinbergschnecken, die in den teuersten Restaurants
als Lektüer verkauft, und von den thüringischen Bauern
aus dem Saaletal aber, dem Heimorte einer Unmenge
solcher Tiere, verschmäht werden. Die Kammuschel, die im
Sande des deutschen Weltmeeres aufwächst, und die

Wermuschel, eine Bewohnerin der Nordsee, werden wohl in England als Speise aufgetragen, in Deutschland dagegen teils aus Antipathie, teils aus Unkenntnis bisher unbeachtet gelassen. Das wichtigste Nahrungsmittel, die Kartoffel des Meeres, ist aber die in der Nord- und Ostsee lebende Riesmuschel. Ihre künstliche Zucht ist, entsprechend ihrer Bedeutung eines Nahrungsmittels an manchen Orten, schon seit langer Zeit und auch heute in weiten Kreisen bekannt. Die Größe, bis zu der sie sich entwickeln, schwankt je nach der Ernährung, dem Salzgehalt und den Bewegungsverhältnissen ganz bedeutend. Die Nordsee ist aber für ihre Entwicklung günstiger als die Ostsee, hier wieder hat das westliche Gebiet, bei der Kieler Bucht, den Vorrang vor dem furländischen Teil. In der Kieler Bucht werden jährlich 1000 Muschelschiffe gefischt, die zu ihrer Bewachung und ordentlichen Ausbildung der Tiere 3—5 Jahre stehen bleiben. In einem Winter werden ungefähr 3360 000 Tiere geerntet, doch schwankt die Menge und Qualität nicht unwesentlich. Die Zubereitung ist eine sehr mannigfache: man kann sie einfach abkochen und mit frischer Butter genießen, zu Suppe und Saucen verarbeiten, braten und blät sie. Ein historischer Liebhaber war Ludwig der XVIII. von Frankreich, der sie frisch durch eigene Gesandten nach Paris kommen ließ. In Frankreich, Holland und England werden gewaltige Mengen verbraucht. Das in manchen Orten immer noch fest eingewurzelte Vorurteil gegen die Riesmuschel hat freilich einen Anhalt in der Tatsache, daß schon öfter Vergiftungen mit dem Genuß von Riesmuscheln verbunden waren. Chemisch-physiologische Untersuchungen haben ergeben, daß die bei stagnierenden Wassern auftretende Fäulnis und Vergiftung des Wassers in die Organe und Gewebe der Tiere gelangt und so die Vergiftungserscheinungen möglich macht. Ein Zusatz von Kohlensäure Natron (3—4 Gramm pro Liter) zu dem Kochwasser, das dann sorgfältig abgeseiht, wünschig abgeseiht werden muß, bietet indessen genügende Sicherheit gegen die ohnehin selten auftretende Gefahr. Eine weitere, bei manchen Menschen auftretende, mangenlehne Folge des Genusses von Riesmuscheln, Genuß von Krebsen, ist eine Art Nesselfriesel, die jedoch von gar keiner allgemeineren Bedeutung ist, da nur ganz wenige Naturen diese Veranlagung besitzen.

Vermischtes.

* Das Luftschiff und das Unterseeboot Alexanders des Großen. Im Palazzo Doria zu Rom werden zwei merkwürdige Teppiche burgundischer Herkunft aus dem 14. Jahrhundert aufbewahrt, die die Taten Alexanders des Großen darstellen und worauf ganz unverkennbar ein Luftschiff und ein Unterseeboot zu sehen sind. Doch handelt es sich in diesem Falle nicht etwa um Maschinen, die unter die Ähren dieser modernsten Erfindungen einzureihen wären, sondern um Phantastiegebilde, deren Reiz in ihrer phantastischen Naivetät liegt. Die Szene, die Alexanders des Großen Aufstieg in die Lüfte zur Anschauung bringt, bildet die genaue Uebersetzung einer Schilderung, die sich in dem Gedichte des Jean de Banquelin über die Taten Alexanders findet. Der König, der ja bekanntlich im Mittelalter zu einem vollkommenen Legendenhelden geworden war, sitzt in einer Art von reich verziertem Käfig, zu dessen Seiten vier Greifen angepaßt sind. Um diese Fabeltiere zum Aufsteigen zu bringen, werden über dem Käfig an zwei emporragenden Lanzen Fleischstücke befestigt. Die Greifen, die offenbar mehr Hunger als Intelligenz haben, gedenken die Fleischstücke zu erschmeißen, wenn sie sich in die Luft erheben, sie fliegen auf und zur unermeßlichen, etwas ängstlichen Verwunderung der Großen und Fürsten des Königs sieht man diesen in seinem Greifenwagen in die Luft emporsteigen. Noch primitiver ist das Unterseeboot Alexanders. Es ist einfach ein Kristallgefäß, welches durch Ketten an Röhren befestigt ist. Die Röhren bleiben natürlich an der Oberfläche des Wassers, der König aber läßt sich in das Kristallgefäß einschließen, und zwar unter Begleitung von zahlreichen Fackeln, welche neben anderen offenbar auch dazu dienen sollen, die wütenden Seemageteime zu verschrecken. Alexander erscheint also hier ungefähr in der Rolle eines Tauchers; woher er in seinem Kristallgefäß, obendrein in der Gesellschaft qualmender Fackeln, die zum Atmen erforderliche Luft herbeikommt, das ist auf dem Teppich nicht weiter erklärt oder geschildert. Man sieht aber an diesen naiven Erfindungen, daß der Traum und die Sehnsucht der Menschen, sich in die Luft zu erheben und in die Tiefe des Wassers zu bringen, die großen Erfindungen der jüngsten Zeit schon vor Jahrhunderten vorweg ahnte.

* Die Rattenjagd — Hunde als Liebesgabe. Schon seit längerer Zeit enthalten die französischen Feldpostbriefe seitenlange Schilderungen der Rattenlage im Felde. Nach den Mahzeiten, heißt es im „Temps“, sind die Soldaten gezwungen, sich zur Rattenjagd zu rüsten, da diese Tiere wie eine der bösen ägyptischen Vögel in Schützengraben und Unterständen, in Erdhöhlen und Schlupfwinkeln haufen. Es sind meist außerordentlich große Tiere, und es kommt nicht selten vor, daß man in einem

einigen Graben an einem Tage mehr als 100 Ratten erlegt. Die Plage ist so groß und so schwer zu bekämpfen, daß die Offiziere für die Abtötung von 15 Schwänzen getöteter Ratten einen Liter Wein als Preis ausgelegt haben. Diese neue unerwartete Begleitercheinung des Krieges hat begreiflicherweise in Paris und in der Provinz eine Flut von Vorschlägen zur Ausrottung der Ratten entstehen lassen. Die französischen Zeitungen werden mit Briefen überhäuft, in denen neue Waffen für den Rattenkampf beschrieben werden; den Behörden werden alle möglichen Apparate und Präparate als Rattenvertilger angeboten; doch die Rattenmohldauert unvermindert fort. Nunmehr ist ein Hundegüchter auf einen Einfall gekommen, der von der gesamten Öffentlichkeit als Retter in der Not begrüßt wird. Der Vorschlag des Züchters geht dahin, daß sämtliche Hundebesitzer, vornehmlich die Besitzer der zur Rattenjagd geeigneten Foxterrier, ihre Tiere als Liebesgabe für die Armee in einer Zentralstelle abgeben sollen. Die Hunde sollen dort die hohe Schule des Rattenfangens durchmachen und nach überstandener Dressur und zur Zufriedenheit abgelegter Prüfung nach den Schützengraben geschickt werden. Also sozusagen die Mobilisierung einer Hundearmee gegen den Rattenstaat! Der Weltkrieg erzeugt wirklich sonderbare Gebilde . . .

Büchertisch.

— Die Kriegsgefangenen in Deutschland 250 Birklichkeitsaufnahmen aus deutschen Gefangenenlagern. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Bachaus, Oberleutnant d. L. a. D., 3. J. Referent im Kriegsministerium. In deutscher, französischer, englischer, russischer und spanischer Sprache. (Montanus-Bücher, Band 7.) Erster Dreißigtausend-Druck. Preis M. 2.—. Verlag von Hermann Montanus, Siegen. — Neben den besetzten Gebieten und den vielen gewonnenen Schlachten ist die ungeheure Anzahl der Kriegsgefangenen wohl der beste Beweis für den Erfolg der deutschen Waffen. Mit Recht wendet sich deshalb das Interesse der ganzen Welt den Kriegsgefangenen in Deutschland zu. Dem deutschen Volk erwächst die Aufgabe, für seine 1 1/2 Millionen unfreiwillige Gäste Unterkunft und Verpflegung zu schaffen und ihnen Gelegenheit zur Betätigung zu geben, womit gleichzeitig manche durch die Einberufung der Wehrfähigen entstandene Lücke gefüllt wird. In den feindlichen Ländern sehnen sich naturgemäß Millionen von Verwandten und Bekannten nach einer Nachricht über den Angehörigen. Sie müssen für sein Wohl Besorgungen hegen auf Grund der Fingennachrichten, die die feindliche Presse über die Kriegsgefangenen in Deutschland verbreitet. In den neutralen Ländern wünscht man begreiflicherweise zu wissen, ob diese systematischen Zeitungsnachrichten der Wahrheit entsprechen oder ob Deutschland sich auch in der Frage der Kriegsgefangenenbehandlung als Kulturvolk bewährt. Die Herausgabe des obigen Bandes darf daher als eine Tat bezeichnet werden, welche die höchste Bedeutung dadurch gewinnt, daß das Kriegsministerium die Herausgabe veranlaßt und für Text und Bildauswahl eingetreten ist, so daß die Gewähr gegeben ist für wahrheitsgetreue Aufnahmen und für die Wahrhaftigkeit des Textes. Die Ausnahmen lassen uns höchst interessante Blicke tun in Einrichtungen der Lager, Aufsicht und Bewachung, Ernährung, Körperpflege, Krankenfürsorge, Beschäftigung der Gefangenen usw.

— „Der Naturarzt“, 44. Jahrgang, Nr. 1—16. Kriegsnummer. (Ausgabe 150 000.) Berlin SW. 11. Preis jährl. 8 M. Probenummer frei. (Diese älteste und verbreitetste Zeitschrift für Volksgesundheitspflege ist während des Krieges in ununterbrochener Folge in besonderen Kriegsnummern erschienen.) — Aus dem Inhalt: P. Schirmermeister: Unsere Lage in Krieg und Frieden. — Dr. med. Fr. Schönenberger: Vom Kampfe in unserem Körper usw. — Beilage „Für unsere Frauen und Mütter“: Dr. med. Spohr: Die spinale Kinderlähmung. — Marg. Schirmermeister: Fleischlose und fettarme Tage. — M. Trott: Die Schädlichkeit der Kinder-Gummifachen. — Nahrungsmittel-Chemiker G.: Verfälschung der Milch usw.

Gleichklang-Rätsel.

Ein deutscher Kaiser aus früheren Zeiten,
Deut' ist er entblödt vom Herrscherornat,
Ein simpler Gesell, aber Freude bereiten
Wird dir seine Gnußt und sein Beistand im — Stat.
(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Rätselsprungs in voriger Nummer:

Hast einer Welt Besitz du dir gewonnen,
Sei nicht erfreut darüber — es ist nichts!
Und ist dir einer Welt Besitz zerronnen,
Sei nicht im Leid darüber, — es ist nichts!
Vorüber gehn die Schmerzen wie die Wunden:
Geh an der Welt vorüber, — es ist nichts!

Unvari Soloff.